

Zwei Gulden.

Von Volodia Grollier.

Morty Wasserhoff litt an einer hoffnungslosen Liebe. Der ganze Mensch war hoffnungslos. Man konnte ja Mitleid haben mit ihm, aber in das Mitleid mischte sich doch auch dieses abspödißliche und verdammend, ein gewisser Bitterkeit. Wenn einem Menschen so gar nicht zu helfen ist — das ist doch etwas! Schließlich ist er auch selber schuld, oder eigentlich doch nicht, oder recht eigentlich und ganz genau erwoogen am Ende doch. Ist das nicht arg, gerichtlich, wenn man sich so den Kopf zerbrechen muß über einen Menschen, der einem wirklich leid tut und dem man durchaus und durchaus nicht zu helfen ist?

Wasserhoff war ein junger Mann von fünfundsiebzig Jahren und studierte Medizin an der Wiener Universität. Eine völlig hoffnungslose Beschäftigung. Er stand erst im zweiten Jahrgang, und die Aussicht, daß er sich bis zu seinem Diplom durchringen werde, war eine aufrecht geringe. Und wenn auch, wenn er schon sein Diplom hatte, was wollte sich ihm zum Nütze nützen? Ein Mensch von schwächlicher, kleiner, verkrüppelter Gestalt, schüchtern, mit einem nervösen Zucken im Gesicht, nur schwachen Zähnen und namentlich mit seinem unglücklich hervorstechenden, unansehnlichen, polnisch-jüdischen Teufel — einem jüdischen Menschen geht man lieber aus dem Wege, als daß man ihn eigens aufsucht und heft, zumal ja sonst wahrhaftig kein Mangel herrscht an tüchtigen Ärzten ohne derartige erschwerende Umstände.

Werner Ulrich, der geniale Chirurg, hat sich einmal in einer Besuche mit Bitterkeit über den nachherigen Zustand der armen Studenten aus Galizien an die Wiener Universität ausgesprochen. In den heimlichen Chasidischen Kreisen verbringt und verkrüppelt, durch häßliche oberflächliche und qualvolle autodidaktische Bemühung jugendlich vorbereitet, in früher Jugend schon gebrochen, körperlich und geistig gleich untauglich und dabei meist empfindlich arm, nehmen sie die Last des Studiums auf sich, das ja doch meistens ein ganz aussichtsloses ist.

Wenn dann das Unvermeidliche eintritt, sie scheitern, inzwischen meist auch für andere Zwecke verdohten sind, dann ist eben nichts anderes erreicht, als eine neuerliche Verwertung des trauglichen des wissenschaftlichen Proletariats. Der große Gelehrte hat ob seines Unbescheidenlichen Ansehens erfahren, was es doch noch zur Zeit der liberalen Schulzeit, das er so verdienstlich. Es wurde ihm böse verarzt, und groß war das Geschick, das sich ereignete. Ja, er mußte etwas Wasser in den Wein seines Fortschritts gießen und öffentlich erklären, daß er es so und nicht so gemeint habe, aber — genau erwoogen — ganz unredlich hat er doch nicht gehandelt.

Morty Wasserhoff gehörte zu jenen Unglücklichen, die der Bildungstrieb und die verheißungsvolle Ahnung einer anderen, besseren und lichteren Welt aus der trüben Heimat getrieben hatte. Ein edles, aber verfehltes und tödliches Streben. Bei einem modernen Materialismus mitten in der Welt, der mußte dazu zweierlei mitbringen: die Langzeitigkeit von Haus aus und die entsprechende Vorbereitung. Ohne diese zwei unerlässlichen Vorbereitungen ist die Beteiligung an der Wissenschaft — es wird sicherlich am Wege liegen bleiben oder günstigen Falles sich lange vor dem Ziele als geschlagen bekennen müssen.

Wasserhoff war schon seit mehr als vier Jahren an der Universität infirmiert, aber über den zweiten Jahrgang war er doch noch nicht hinausgekommen. Einmal war es ihm mit den Stollengeldern nicht zusammengelungen, dann wieder hatte er sein reines Glück gehabt mit den Vorlesungen aus der Mineralogie, Botanik und Zoologie, dann war es wieder was anderes, kurz, es ging dabei ein Semester ums andere in die Brüche. Aber er hoffte noch immer weiter, freilich nicht ganz so zuversichtlich, wie früher, und über die folgenden Zukunftsbilder begann sich so nach und nach und schon langsam der Glanz trübende Schleier zu breiten.

Seine Wohnung hatte er nun schon seit zwei Jahren im Pappenhof in der Brigittenau. Der Pappenhof Hof ist ein stattliches Zinshaus mit vier Stockwerken, gut gehalten und Treppen und Gänge von blühender Sauberkeit, ein Verdienst der tüchtigen Hausmutterin, Frau Sathj Brudner, die da das Bepflegen führte. Nicht daß sie selbst die Treppen aufwies und alle groben Arbeiten selbst verrichtete hätte, obwohl sie tüchtig mitzugriff, wo es not tat, aber sie hielt darauf und schaute dazu. Sie hatte

eine Bedienerin aufgenommen für die schwere Arbeit — sie konnte es tun, da die Sperrgelder in dem großen Hause recht reichlich floßen — und da genigte es, wenn nur ihre Autorität über dem Ganzen schwebte. Und diese Autorität wußte sie auch zur Geltung zu bringen. Wenn die Kohlenmänner stahlen oder die Köche zum Mittag- oder Abendessen Bier trugen und es sich dabei ereignete, daß schwarze Kohlenstücke auf die Treppen fielen oder etwas von dem braunen Bier auf das blank geschweerte Gesicht herabströmte, da gab es immer ein Strafgericht, daß nur so das ganze Haus widerhallte. Dem Donnerwetter folgte immer eine feierliche Stille. Die Mädchen schloßten sich in die Wohnzimmern, und die mustelgeruchenden Kohlenmänner schlichen sich in ihrem Schuldbewußtsein still davon und drückten sich, so gut es ging, um eine neuerliche Attacke herum. Denn mit Frau Brudner war, wenn sie zorniger war und noch immer auf die „Bogoge“ scheltend herumwetterte oder sonst gerade schlecht aufgelegt war, nicht gut Kirchen offen.

Und wenn sie dann mit blühenden Augen und roten Wangen — ich glaube, kein Mensch auf der weiten Welt vermag leidenschaftliche Monologe so gut herauszubringen, wie eine in ihren heiligen Gefühlen befechtete Hausmutterin — ihre Wohnung betrat, da richteten sich aus einer dunklen Ecke zwei schwarze Augen auf sie in stiller, glühender Bewunderung, in brennendem Verlangen, die Augen Morty Wasserhoff's.

Es war ihr Zimmerherr. In dem stillen, leichten Hause bewohnte er eine kleine, dunkle Kammer, die sie zu verlassen hatte, wie man in Wien sagt, seitdem vor einigen Jahren ihr Mann gestorben war. Die gutgeputzte Hausfrau hat über den Kosten belassen auch nach dem Tode des Mannes, der bei seiner Lebensbeschäftigung als Kaufmann doch nicht viel auf das Haus schauen konnte, und weil Frau Brudner auch allein hinreichende Gewähr für die pflichtgemäße Sorge bot. So gar das wurde ihr auf ihre Bitte gestattet, daß sie die Kammer „verlassen“ durfte. Und da fügte es sich, daß Morty Wasserhoff ihr Zimmerherr wurde.

Es vertragen sich ganz gut miteinander. „Ich weiß nicht, was die Leute immer zu reden haben“, pflegte sie zu ihren benachbarten Berufsgenossen anlässlich so mancher selbst herbeigeführten „Standards“ zum Trautzgen zu sagen. „mein Hund ist a ganz a reter Herr; da gibt's keine Klage.“ Es gab wirklich keine.

Es wird ein ewig ungelöstes Rätsel und ein ungelöstes Geheimnis bleiben, wie Wasserhoff es zusammenbrachte, immer am ersten seine Worte zu bejahen, aber er brachte es zusammen, und wie er im übrigen hingerte und darbe, das konnte niemand so recht genau erfahren, auch Frau Brudner nicht. Offen muß der Mensch nicht, taktvoller er bei sich, aber, wenn man bei der Frau Brudner wohnt — die Worte muß man pünktlich bezahlen, und wenn man das Geld mit den Händen aus der Erde graben möchte.

Ein Mensch, der so taktvoll ist, versteht, Wasserhoff war es, rauchend, gierig, leidenschaftlich. Eine nicht bezahlte Wette hätte die Gefahr der Trennung heraufbeschwören können, und Wasserhoff hätte lieber den Tod erduldet, als die Trennung. Von seinen Gefühlen hatte Frau Brudner nicht die leiseste Ahnung. Er fühlte sich wohl. Denn außer dem kolossalen Hohngeflüster — mein Gott, verhöht hat man ihn ja schon genug im Leben! — war noch etwas anderes, viel Schmeichlerisches zu gewärtigen — wieder die Trennung.

So unbegreiflich war Wasserhoff's Leidenschaft durch das nicht. Frau Brudner war groß und äppig von Gestalt; sie übertrug ihren Zimmerherrn gut im Haupteslänge. Gutmütig, wie sie im Grunde trotz ihres vielen und lauten Scheltens war, lagte sie gern, wobei ihre produktiven Zähne vorliebhaft zur Geltung kamen. Dann spielten in ihren Augen auch störrische Glanzlichter, und nicht nur die Augen lagten mit, sondern das ganze Gesicht, ja, die ganze große, ungeschminkte Gestalt. Besondere Sorgfalt wachte die etwa dreißigjährige Frau nur ihrem gelben, goldglänzenden Haar zu, das immer nett und nicht ohne Kunstfertigkeit so angeordnet war, daß es für das gesunde und ansprechende Bild und Lächeln eine hübsche Bekrönung und Umrahmung bot. Seine goldige Wadenlocken kosteten den edel gezeichneten Hals, der weiß und rund war, wie der eines Kindes. Sonst hielt sie an Wertigkeiten wenigstens, nicht viel auf Kosmetik. Eine dünne rote Bluse schmiegte sich um ihre imposante Büste, und der blaue Rock, der sogar einen Anflug zur Schwärze annahm, ließ über Gestalt, wenn sie aufstiegt, etwas Rühmliches. Die Arme trug sie im Hause stets bloß, um sich leichter zu tun bei ihren vielen Samierungen.

Es waren mächtige Arme von nicht unedler Plastik. Stundlang konnte Wasserhoff auf dem Loggias in seiner dunklen Kammer, selbst unbemerkt von ihr, lauern, um sie zu beobachten und ihren Bewegungen mit brennenden Wunden zu folgen. Er lebte wie im Fieber. Diese Züsnelda-Figur hatte es ihm angetan. Was in ihm brannte, das war die Gier, die Sehnsucht der unterdrückten, getretenen Masse, das war das Tschandala-Element, das nach Befreiung, nach Erlösung lechzt durch die Verengung, Verschmelzung mit der freien, starken, gebundenen Masse.

Eines Tages wurde Wasserhoff von seinem Beobachterposten aus eine junge einer Szene, die sein lebhaftes Interesse in Anspruch nahm. Die Türe seiner Kammer war halb offen, so daß er jedes Wort hören konnte, und der Vorhang an der Türe — es war nämlich eine Glas-türe, die das bühnen Licht in den Raum entließ, der sonst keine Fenster hatte — war ja immer mit besonderer Aufmerksamkeit so gerichtet, daß der Beobachter, ohne sich selbst preiszugeben, alles überblicken konnte.

Frau Brudner hatte tags zuvor in ihrer Wohnung gründlich herumgeputzt und sich nun von der Straße einen jüdischen Hausierer herbeigekauft, der durch seine, einträgliche Kasse seine besondere Beliebtheit hingabgegeben hatte, irgendwelche Geschäfte abzuschießen, wenn sie welcher Art immer. Frau Brudner hatte fürstliche Lust daran gehalten. Da waren noch einige Dinge, die ihr nur im Wege standen oder ihr sogar noch Wunden ins Haus gähten — die letzte Reize des Nachhales von ihrem Seligen; sein eiserne Weidloch, sein Kasperzeug, ein Winterrock, ein Paar Stiefel und sonst noch einige geringfügige Effekten, als vornehmliche Stück darunter ein alter Zylinderhut.

Der Mann der Geschäfte trat in der Regel erwidert ein. Die Heften sind schädel; die Gelegenheiten werden immer seltener — um so erfreulicher, wenn sich eine darbietet. Er hielt es aber für originell, seine Freude nicht erkennen zu lassen. Es war angezeigter, von vornherein den Kammer zu markieren über das jedesfalls schlechte Geschäft, das er hier machen werde.

Die Sachen seien gar nichts wert, meinte er noch einer kurzen, geringfügigen Prüfung, die nur die Bestätigung hatte, die Erwartungen der Verkäuferin möglichst tief herabzumindern, aber weil die Frau eine gar so schöne und liebe Dame sei, wolle er einmalige Verhandlungen nicht ganz von sich weisen. Frau Brudner gestand zu, daß es keine besonderen Kostbarkeiten seien, die sie darbot, aber etwas sei der Frau ja doch wert, und sie wolle ihn einmal aus der Wohnung drauften haben.

Es gab kein scharfes Feilschen, als es zur Preisbestimmung kam. Unter einer Hülle von Schmeicheln, Versicherungen und herbeigewandten Klagen veränderte der Hausierer, daß er für den ganzen Krempel unmöglich, ganz und gar unmöglich, mehr als acht Gulden geben könne. Man schüßelt und schüßelt sich wie ein Hund, und wenn man abends heimlich noch Kaufe konnte, habe man nicht einmal das trockne Brot verdient — das Leben sei überhaupt kein Leben.

Frau Brudner hörte teilnahmsvoll zu. Für gingen die herzerweichenden Klagen nahe, und obwohl sie sich selbst vorgenommen hatte auf ihrer Gut zu sein, gab sie doch einer inneren Neugier nach und sagte, daß sie gerne einen Gulden nachlassen und sich mit eben begnügen wolle, da es ihm nun doch einmal gar so schlecht ginge. Sie tat noch ein überiges. Sie ließ den Mann sich setzen und trug ihm einen Anflug an. Es wird ihm doch wohl tun, den armen Gesichter, dachte sie sich. Mit dem Anflug hatte sie freilich kein reines Glück. Es war ein „Schweinefleischbrot“, das ihr von letzten Abenden übrig geblieben war. Seine einschlägigen Aufklärungen fand sie nichtalltäglich. „A Religion muß der Mensch haben“, sagte sie, „alles eins was für eine, wenn er nur eine Religion hat!“

Als es zum Bezahlen kam, stellte es sich heraus, daß der Hausierer überhaupt nur fünf Gulden im Übermaß hatte. Wie er auch seine sämtlichen Taschen durchsuchte, es fand sich nicht mehr vor.

„Wenn Sie mir nicht trauen, schöne Frau“, sagte er, „so lasse ich die Sachen einweisen hier. Ich laufe in die Leopoldstadt, verkaufe mir die zwei Gulden, und hole sie dann ab.“

„Wozu sollen Sie erst den weiten Weg machen? Nehmen Sie die Kammer mir mit; Sie werden mir die zwei Gulden schon bringen.“ Seine Schwärze, daß er die zwei Gulden „heute noch“ bringen werde, drohten, sich ins Endlose zu verlieren; Frau Brudner aber schmitzte ab, indem sie einfach sagte: „Zehn gut; Sie werden mich nicht betrogen!“ Und dann half sie ihm noch beim

Aufpacken und gab ihm zum Abschied die Hand. Morty Wasserhoff hatte die Szene mit wachsender Aufregung verfolgt. Als der Hausierer sich entfernt hatte, begab er sich zur Frau Brudner hinein, um mit ihr zu reden. Das erste, was er ihr vorzuhalten hatte, war, daß sie die Sachen zu billig hergegeben hätte. „Das weiß ich eh“, meinte sie gutmütig; „aber weiß's gar so ein armer Kerl war!“ Gut, aber ob sie denn gar so sicher sei, daß er die zwei Gulden bringen werde. „Ganz sicher!“ „Schwören möchte ich doch nicht darauf!“

„Das war ja die höchste Schmeichelei!“ erwiderte sie. „Mein, arme Leute sind gewöhnlich nobler, als die Roblithen.“ Als Wasserhoff abends nach Hause kam, war seine erste Frage, ob der Mann mit den zwei Gulden dargegeben sei. „Nein; er wird schon kommen“, lautete die kurz abweisende Antwort. Wasserhoff schlief in dieser Nacht nicht. Der Mann mit den zwei Gulden ging ihm nicht aus dem Kopf. Seine Aufregung wuchs, als er so dala, und sie steigerte sich zu einem förmlichen Fieber. Der Mann wußte nicht kommen, sagte er sich immer und immer wieder vor. Und er ahnt nicht, was für ein Verbrechen er begeht. Der Schuft, der Schuft! Er verdiente aufgehängt zu werden! Er verdiente sich an seine ganzen Vögel!

Am nächsten Vormittag blieb er eigens zu Hause, um abzumarten, ob der Mann kommen werde. Er wartete vergebens. Abends fragte er wieder — er war nicht gekommen. Er fürchtete, daß er Sie betrogen wird, Frau Brudner,“ sagte er, „Sie schon betrogen hat.“

Sie kann eine Weile nach, dann erwiderte sie: „Ich glaub's noch immer nicht, und wenn er's wirklich ist — wie ichredlich arm und unglücklich muß ein Mensch sein, bevor er so etwas tut!“

Sie ahnte nicht, welche Wirkung ihre Worte auf Morty übten, zu welcher Größe sie vor ihm aufwuchs in ihrer Wildheit und Varnberzigkeit. Was ihn bei der kleinen Schurerei so erregt hatte, das war eine Art Solidaritätsgefühl, und nun empfand er das gute Wort wie einen Segen — nicht für sich allein.

Wieder verging die Nacht wie im Fieber und wieder der Vormittag im vergeblichen Warten. Da suchte er sich den einzigen Hebel vor, den er hatte, und unterzog ihn einer schamlosen Untersuchung. Der Kopf war — er war kleiner — auch für den Wiederverkauf noch keine drei Gulden wert. Er wollte ihn, wenn's nicht anders ging, für zwei Gulden an den Mann bringen.

Als er, von Frau Brudner unbemerkt, aus dem Hause schleichen konnte, machte er sich eilig davon, und in der Judengasse, einem Emporium des Selbsthandels mit allen Kleibern, schlug er seinen Kopf los, es ging nicht anders, für zwei Gulden.

Nach Hause zurückgekehrt, fragte er wieder häufig, ob der Hausierer dargegeben sei, und als er wieder eine verneinende Antwort erhielt, da schlug er sich vor den Kopf, lachend über die eigene Vergeßlichkeit. Der Mann sei ja dargegeben, vormittags, gerade als Frau Brudner mit den Bodenstufen fortgewesen sei, und habe ihm — es sei zu dumm, daß er im Moment gar nicht daran gedacht hatte — die zwei Gulden für Frau Brudner übergeben.

Frau Brudner nahm die zwei Gulden dankt ihm, und als er sich wieder in seine Kammer zurückgezogen hatte, schüttelte sie den Kopf über seine offensichtlich Verwirrung. Am Abend beim Ständel erzählte sie ihren Berufsgenossinnen die ganze Geschichte. Wie man sich halt doch immer in acht nehmen muß, schloß sie. Wenn sie nicht zufällig ihren Zimmerherrn fragt, ob er nicht die zwei Gulden von dem armen Hausierer gefriert hätte — wer weiß, ob sie sie ja im Leben gesehen hätte. So sind die Leute!

— Das folgende Kind, Mutter: Karthen, morgen kommt der Entel aus Wien zu uns, da müßt du hübsch artig und brav sein und dich nicht unterrichten zu fragen, warum er den einen hübscher hat.“ (Am anderen Morgen, als der Entel bereits da war): „Entel, warum hast du dein den einen hübscher als den anderen?“

— Einmal und jetzt. Ehe ein Mann heiratet, wird er von seiner Zukünftigen gewöhnlich mit den Worten begrüßt: „Mit du es, mein Herr?“ — Nach der Verheiratung aber eilt sie gewöhnlich nach der Türe, wenn er heimkommt, und rufenergisch: „Streich dir ja hübsch ordentlich die Füße ab!“

Der gute Mann.

Eine Vorgeschichte von Gustav Gugg.

Die Hochzeit der verwitweten Bäuerin Kronberger mit ihrem Großnecht war unter hinreichendem Lärm festlich vor sich gegangen und man hatte sogar über den kleinen Unterschied im Alter der beiden Eheleute ohne ein Binseln hinweggesehen oder die widere Witwe hatte das wenigstens nicht bemerkt. Was wollte sie schließlich beginnen, sie war eine stattliche Frau im Anfang der vierzig, dreißigjährig genauer gesagt, der Ansehnlichkeit war auch gut zehn Jahre jünger, aber in der Wirklichkeit war ein Mann nötig. So verheiratete die Witwe Karolina Kronberger dem Georg Huber als ihrem Mann ihr schönes Ansehen. Schließlich hatte er als Eigentümer Grund genug, besser darauf zu achten, als ein Weivater. Schlechter als ihr seliger Abraham würde er es sicher nicht machen.

Karolina hatte unter dem gestrigen Herrn Abraham Kronberger nicht die besten Tage gesehen, vielmehr, weil das einzige Kind, das sie zusammen gehabt hatten, gestorben war und keines nachkam. Abraham war nicht manerlich mit ihr verfahren. Schläge hatte es oft genug gegeben, wenn er spät vom Wirtschaftshaus kam. Aber wenn sie einmal gepörrigt war, war er allerdings der wünschenswerteste Gatte.

Der Nachfolger des Verstorbenen war beim Hochzeitstisch aufgetanzen und hatte lange über den guten Abraham gesprochen, und alle fanden das schön. Bald war der ganze Tisch voll von den Vorzügen des Toten. Jeder erinnerte sich eines Tages, an dem er und jener als Abraham bemerkt hatte, und dieses und jenes Lob verdiente. Und wenn er auch ein strenger Herr war, seine Hand konnte, wenn sie noch so rau war, sanft streicheln, und Frau Karolina lächelte dazu, die ersten Tränen der Rührung stiegen in ihre Augen — hatte er nicht den Hof in der besten Ordnung zurechtgerichtet, diese Wohlthat, die sie jetzt genoß, und wenn er manchmal ein bisschen geizig, so waren sie alle Menschen.

Als der junge Gatte mit seiner Frau allein war, meinte er wehmütig: „Ich glaub' ich werde Milche haben, bis den Abraham zu erleben.“ „Ja, man merkt's erst immer später, was man verloren hat. Er war ein so guter Mann — mir ist, als ob ich ihn erst heute richtig verloren hätte.“ Und wie sie noch alle an ihn dachte. Mehr als ich, wollte sie sich zum Vorwurf machen. Aber sie schluchzte es in sich hinein. „Er war ein guter Mann — und ich hab' ihn so vergeren.“

Und so ging es fort. Jetzt, von dem Hochzeitstag an, erinnerte sie sich vormittags und nachmittags an ihren früheren Eheherrn. Manchmal, wenn sie die ganze Woche nicht an Abraham gedacht hätte, sondern mit neu erwachender Zärtlichkeit sich an Georg hielt, dann konnte dieser plötzlich traurig werden und vor sich hinlagen: „Ruhst, gib dir nicht Mühe, ich seh', wie ich dem Abraham gegenüber unerbittlich bin, du kannst ihn nicht aus die verdrängen — du müßt mich immer mit ihm reisen — und ich, ich bin halt kein so guter Mann wie er.“

Dann ließ er sie allein. Und da sie allein war, fand sie, daß das von dem jungen Ehemann schlecht war. Abraham hatte sich doch mehr um sie gekümmert. Ja, sie schmeckte sich förmlich nach der früheren rauhen Behandlung. Ja, die Hand liebte sie, die schlug, es war kein Reiz in dieser neuen Liebe, die Schmerzen fehlten, die die Frauen doppelt machten. Und sie konnte tun, was sie wollte, Georg ging gleichgültig vorüber. Und sie suchte Trost dort, wo ihn der teure Verstorbenen gefunden: bei der Flasche. Der junge Gatte war dieser kleinen Schwärze gegenüber nachsichtig. Ja, er unterließ diese Flasche sogar.

Der Berufscharakter unter dem Dorn erzählte, daß der Huberbauer ein Hof Wein von ihm aufgekauft und nach Hause gefahrt hatte. Die Bäuerin wollte den Wein im Haus haben. Und hinterher — die Magde erzählte es — „geh sie noch ein Glas Kirchwasser.“

Er trauerte um ihren guten Mann, und die Nahrung wurde immer geöfter. Und sie hatte auch Genuß, um den wahren Abraham, der sie mit seiner harten Hand nicht vergaß, zu trauern. Er war tatsächlich besser, aber Georg gestand es auch ein, wenn sie es ihm jetzt schon mit ganz lauten Worten vorwarf. Erst neulich, als sie lange allezeit getrauert hatte, und doch zu früh damit aufhörte, fand sie den jungen Gatten mit der Jungfrau schlafend.

Wie gut war Abraham gewesen, niemals hatte sie über ihn auch in diesem Punkte zu klingen. „Wie recht hab' ich doch gehabt — ich hätte ihn nie vergeren sollen.“ Das hat mir der Abraham nie angehtan! — Ihre Augen schwebten. Aber Georg suchte leicht mit den

Woheln, nahm eine reizige Miene an und sprach: „Ja, gegen den Abraham komm' ich nicht aus. Er war besser als ich, ich sag's ja, mit allem: Er war ein guter Mann!“ Damit war's genug. Und Georg führte ein zweites Hoch auf den Hof. Die Sache war teuer, die Marianne hätte mit ihrem Apfelgeschick besser in den Furchen gearbeitet. Liebergegens, wenn die Bäuerin nicht trauerte, fand sie Georg auf dem Posten. Aber die Bäuerin lebte jetzt nur mehr für ihren Abraham.

Der Bauer schüttelte den Kopf, es war nicht mehr viel mit der guten Karolina. Der Abraham ging ihr zu nahe, und das froh ihr das Herz an. Wie kam man auch den besten Mann verlieren, und den schlechteren wieder nehmen. Und einmal ging es mit dem Wein und der Bäuerin zu Ende. Ja, ja, und der Bauer kam nicht einmal, denn er konnte ihre diese Stunde nicht leicht machen, er war eben kein guter Mann. „Guter Abraham“, sagte Karolina, und dann war's aus.

Ging später einer bei dem Hofacker und schaute der Huberbauer an der Türe, dann konnte man ihn manchmal sagen hören: „Ja, ja, das arme Weib — aber es ist besser so. Sie hat nicht leben können, da ihr ein so guter Mann weggefallen ist.“ Er wuschte sich mit dem Aermel über das eine Auge, das andere blinzelte fröhlich über die Wirtschaft hin.

Die Unausprechliche.

Stütze von Hans Klmann.

Eines Morgens in der Frühe fand die Milchfrau vor Tobias' Haustür eine... eine (lassen Sie sich)... eine Joha. Selbe ward unverzüglich ihrem Eigentümer zugestellt, nämlich Herrn Tobias, welcher als einziges Mannsbild in dem Hause Glückwunsstraße 16 wohnte, und zwar im ersten Stockwerk, während im dritten die Urmachergewinn Gottschädel und im Erdgeschloß die stimpferidenden Geschwister Leewald ihr Heim aufgeschlagen hatten, welche sämtlich unserem Freunde Tobias umgeben waren.

Zu Mittag zeigte sich die ganze Vorstadt von der denkwürdigen Geborgenheit unterrichtet, nicht jedoch von deren Vorgeschichte, die durchaus unersählenswert ist und nie von mir erzählt werden würde, betraue sie nicht anderen Freund Tobias und seinen anderen.

Dieser ehrengeachtete Bürgermann hatte die erfreuliche Gepflogenheit, dann und wann das Wirtschaft „Der bittige Krebs“ anzuführen, dieweil dort ein guter Tröpfchen, sowie ein birnerreichender Stat seiner warteten.

Leider, leider hatte der ehrenwerte Bürgermann Tobias zwei weitere, weniger erfreuliche Gepflogenheiten: erstens die, gern eines über den Durst zu trinken, und zweitens die, seinen Hauschlüssel hartnäckig zu verbergen, wobei erwähnt sein mag, daß die zweite Gepflogenheit tatsächlich eine Gepflogenheit und keine faule Angewohnheit bildete, insofern Tobias Junggeheule, mithin sein eigener Herr ist.

Kurz und gut: Tobias kam oftmals mitternächtlicherweise heim, ohne ins Haus zu können; denn er hatte den Schlüssel verbergen, und die drei Damen — die eine von oben und das Paar von unten — würden sich eher stundenlang faulst große Löcher in die Stiefelsohlen geböhrt haben, als daß sie dem Störenfried aufgesperrt hätten.

Um nun dem Verbergen des Schlüssels vorzugeben, war Tobias aus folgendes weise Mittel verfallen. Er band den wichtigen Gegenstand in der hinteren Hofschänke fest. Der Einfall war glänzend, zweifelslos; aber er hätte geheim gehalten werden sollen.

Eines Abends nämlich, als Tobias schon nicht mehr ganz nüchtern war, umschürte ein Bißbold den oben erwähnten mit Gaben und Drängen, so daß ein Decken der Schänke bei weitem nicht genügen konnte ihn zu bestreiten. Ich bin zu Ende. Tobias zerrte sich in Auflösung die Hofe vom Leibe und ließ sie in der Geborgenheit adios liegen. Diese Verfall hat das eine für sich, daß er historisch beglaubigt ist.

— Jahr Veeruj. Er: „Erinnerst Sie sich an Ihre alte Schulfreundin Sophy Smythe?“ Sie: „Aberdings. Ein merkwürdig aussehendes Geschöpf. Und dabei so dumm! Was ist aus ihr geworden?“ Er: „Nichts. Nur — ich habe irrtete sie.“

— Blafiert. Nun, ist's nicht herrlich hier, draußen. Herr Schmidt?“ „Natur hat gewiß auch ihre Reize, mein Fräulein!“

— Dursthaft. Förster (im Reiz): „Bier geht aus, d' Bier geht aus... na, na!“ Frau: „Ja, ja, du müdest wohl auch ausgehen?“

Wissenschaft und Tabak.

Tabakprohibition erscheint vorerst nicht sehr aussichtslos.

Auf die Nachrichten hin, wonach unsere Moral - Kreuzgänger im Gefolge der geistlichen Verachtung geistlicher Getränke in den Ver. Staaten auch für den Tabak in jeder Form das gleiche Schicksal mit allem Geier anstrebten, sind viele Wissenschaftler mit Fragen über den mehr oder minder verhängnisvollen Charakter des Nicotina - Krautes und die Stellung der Gekochtenwelt zu einer gesetzlichen Prohibition befaßt worden.

Besonders interessiert man sich da für, was amtliche amerikanische Sachverständige von der Gekochten Welt denken. Nun, dieselben haben gerade kein Wort vor den Mund genommen; aber keiner wollte die jetzt den Gebrauch seines Namens gestatten. Unter sich wenig verschoben von einander, und sie können dabei in einer gemeinsamen Zusammenkunft wiedergegeben werden, wie hiermit gesehen möge:

Nach bekannten Gesetzen der Natur sollte der gekochte Leier, der eine Zigarette raucht, tot unvollkommen sein. Aber alle Theorie ist grau, und es ist eine Erfahrung - Tatsache, daß man einen solchen unheimlichen All-merkwürdigen überlebt, sogar beträchtliche Befriedigung davon haben und selbst beim Genuß mehrerer Stimmengel pro Tag das achtzigste Lebensjahr bei guter Gesundheit erreichen mag. Natürlich mag es auch anders kommen; aber das scheint ganz von der körperlichen Verfassung des einzelnen abzuhängen. Nach wissenschaftlichen Folgerungen ist die Anlage gegen den Tabak so vollständig, wie sie nur sein kann; aber praktisch steht sie auf sehr schwachen Füßen, wenn sie überhaupt eine Joha hat.

In einem alten Lehrbuch der Physiologie, das lange in öffentlichen Schulen benutzt wurde, steht zu lesen: „Der Tabak enthält Nikotin, und dieses ist so tödlich, daß, wenn man einen Tropfen desselben auf die Zunge eines Hundes bringt, dieser unverzüglich stirbt.“ Das ist vollkommen wahr; und es läßt sich noch hinzufügen, daß eine einzige Zigarette meistens Nikotin genug zur Tötung mehrerer Menschen enthält, — wenn dasselbe beschleunigt und in reiner Form beigebracht würde. Aber nur dann.

Und wenn man dieselbe Menge Nikotin in eine Retorte bringt und erhitzt, so ist der von ihm aufsteigende Dampf genau, um einen Mann niederzustrecken, auch wenn derselbe an das Rauchen gewöhnt ist. Das ermittelte erst vor kurzem ein amtlicher Forscher, der in seinem eigenen Laboratorium niedergestreckt wurde und erst nach den Anwendungen von Stimulanten aufstehen konnte. Man sollte annehmen, daß Nikotin, wenn es in Gestalt von Rauch durch Nase und Mund in das menschliche System gelangt, zum guten Teil dieselbe Wirkung haben müßte, — aber schlagend! Wissenschaftliche Untersuchung hat absolut keine Belege für die Annahme gefunden, daß das Nikotin dem Raucher ernstlich schadet, gar nicht zu reden vom Töten. Manche wollten dies damit erklären, daß das Gift im Rauch bleibe und nebst diesem noch eine andere Sekunde schon ausgebe; doch wurde festgestellt, daß es im System bleibt, größtenteils wenigstens.

Oder sollte beim Brennen des Tabaks das Gift irgendwie harmlos gemacht werden? Auch diese Annahme hat sich als haltlos erwiesen. Gehebe wir es uns offen: Das Nikotin im Tabak und sein Verhalten ist ein Rätsel für die Wissenschaft! Jedenfalls ist aber bislang nichts zu Tage getreten, was die Aufhebung der Tabak - Prohibitionisten rechtfertigen könnte.

Alle unsere Leben - Verhältnisse sind so gesellschaftlich geworden, daß der Tabak für verhältnismäßig harmlos halten, indem sie die Raucher ebenso behandeln, wie die Nichtraucher, die Gleichheit sonstiger Umstände vorausgesetzt. Auch scheinen alle Regierungen ebenso vom Tabak zu denken, sofern sie ihren Truppen; an deren Gesundheit und Leistungsfähigkeit ihnen soviel liegt, na menslich im verflochtenen Weltkreis reichliche Tabakrationen liefern.

Man soll nichts verschweigen; aber sicherlich werden die Tabak - Prohibitionisten kein leichtes Spiel haben.

Ehrlich währt am längsten.

Herr Weitzer (zwei Jahre nach seinem New Yorker Bankrott): „Es ist mir gelungen, mir wieder im Westen ein schönes Geschäft aufzubauen. Ich bin nun zu Ihnen gekommen, um meine alten Schulden auszugleichen und in Zukunft in Ruhe und Frieden anständig leben zu können.“ Herr Doppel: „Das freut mich wirklich außerordentlich.“ Herr Weitzer: „Ja, und so wollte ich Sie denn fragen, ob Sie einem Ausgleich mit — zwanzig Cents per Dollar zustimmen würden?“

— Zugeständig. Herr Direktor, beim nächsten Eintritte bekomme ich, doch die Titulatur?“ „Eh! Unser nächstes Eintritte ist ein Glas Wasser!“

— Herr Weitzer: „Ja, und so wollte ich Sie denn fragen, ob Sie einem Ausgleich mit — zwanzig Cents per Dollar zustimmen würden?“